

Dr. Andrea Grünhagen ist Pastoralreferentin und lebt in Hannover. Seit dem Tod ihres Ehemannes, des Pastors Matthias Grünhagen, ist sie alleinerziehend und arbeitet als Referentin für Theologie im Kirchenbüro der SELK. Als Kirchengeschichtlerin engagiert sie sich durch Vorträge und Publikationen, im besonderen im Bereich der Geschichte selbständiger evangelisch-lutherischer Kirchen und der lutherischen Spiritualität. A.E.

Andrea Grünhagen:

Fromm und lutherisch (Teil 2) – und wie geht das für Pfarrer?¹

Anregungen

Anregungen sind es, an denen ich auf diese Weise Anteil gebe. Dahinter steht die Erfahrung, dass durchaus sowohl bei Theologen als auch bei theologischen Laien Offenheit für solche Anregungen besteht. In meinem Vortrag „Fromm und lutherisch – wie geht das?“² habe ich geschrieben, dass bei nahezu allen Gläubigen das Gefühl besteht, es dürfte noch ein bisschen mehr sein, was ihre Frömmigkeit angeht. Die Unzufriedenheit mit dem, was ist, der Wunsch nach mehr Spiritualität, nach einer Vertiefung des Glaubenslebens begleitet dieses Glaubensleben in den allermeisten Fällen.

Für Pfarrer kommt nun hinzu, dass sie sich eigentlich rund um die Uhr mit Fragen oder Aktivitäten beschäftigen, die mit Kirche und Glauben zu tun haben (Die im Alltag dann auch erwarteten ganz praktischen Dienstleistungen, die zwar in keiner Stellenbeschreibung vorkommen, aber immer wieder erbracht werden müssen, lassen wir einmal beiseite). Da erscheint die Nachfrage nach der persönlichen Frömmigkeit gelegentlich sogar absurd. „Was willst du, ich tue doch den ganzen Tag nichts anderes?“ Mir lag bei dieser Aussage die Antwort auf der Zunge: „Das frag doch mal Gott und nicht mich.“ – Ist das nicht wie in einer Ehe? Er sagt: „Aber ich schufte doch den ganzen Tag für dich und die Kinder.“ Sie sagt: „Ja, aber ich würde auch ab und zu gern mal mit dir reden.“ Könnte doch sein, dass Gott auch ab und zu mal mit uns reden möchte.

¹ Dieser Ausarbeitung liegen zwei Referate zugrunde, das eine gehalten bei der Theologischen Arbeitsgemeinschaft Pro Ecclesia im Februar 2019, das andere vor dem Praktisch-Theologischen Seminar der SELK im November 2020. Der Vortragsstil wurde beibehalten.

² Der entsprechende Vortrag wurde auf dem Kirchentag der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche in Erfurt gehalten und als Aufsatz veröffentlicht in *Lutherische Theologie und Kirche* (LuThK 43 2019, 129-146).

Der allerbeste Pfarrer der Welt

Es ist nicht so, als hätten Theologen nicht ein zwar unterschiedliches, aber immer vorhandenes Ideal im Kopf. Darum leiden sie an geistlicher „Mangelerfahrung“ nicht selten unweigerlich mehr als andere. Das Ideal fordert: Du sollst die Hl. Schrift studieren, am besten in den Ursprachen, und das nicht nur, wenn du die Predigt oder einen Bibelkreis vorbereitest. Du sollst deinem ganzen Hause gut vorstehen und deine Familie morgens und abends zur Hausandacht versammeln. Du sollst das Losungsbüchlein auf dem Nachttisch liegen haben. Du sollst die Stundengebete beten. Du sollst nicht nur Beichte hören, sondern auch selbst einen Beichtvater haben. Du sollst vor und nach dem Gottesdienst in der Sakristei Gebete sprechen. Du sollst theologische Literatur lesen, wissenschaftliche und erbauliche. Du sollst deine Kinder den Katechismus abfragen. Du sollst fasten, bevor du das Hl. Abendmahl empfängst. Du sollst gerne geistliche Lieder singen. Du sollst mit deiner Frau innige geistliche Gespräche führen ... – Soll ich weitermachen?

All diese guten und richtigen Forderungen lassen sich nie völlig verwirklichen. Sie lassen sich auch nicht alle gleichzeitig erfüllen. Und manche scheitern einfach an den äußeren Umständen. Zum Beispiel daran, dass jemand gar kein „Haus“ hat, dem er eine Andacht vorlesen könnte. Oder dass er unmusikalisch ist und den Herrn tunlichst besser anders als singend loben sollte. Aber solange es Mitchristen, ja sogar Amtsbrüder gibt, die es unvorstellbar finden, dass jemand entweder keine Familie hat oder nicht schön singt oder auch noch beides, werden die auf diesen Mangel Reduzierten sich unweigerlich schlecht fühlen. Um sich schlecht zu fühlen, ist aber auch jeder andere beliebige als Mangel empfundene Grund recht. Und nun kommt meine These: Man kann am Mangel verzweifeln oder auf den dennoch vorhandenen Schatz schauen.

Der Blick auf den Schatz beginnt in der Regel mit dem schonungslosen Blick auf den Ursprung meiner Ideale. Ich muss mir zuerst selbst auf die Schliche kommen, warum ich so denke, wie ich denke. Gibt es beispielsweise ein Vorbild, dem ich nacheifere? Bin ich erst „gut“, wenn ich so bin wie X oder Y? Der Haken ist ja, ich bin niemals X oder Y. Das ist anders als in dem Kinderbuch von Astrid Lindgren „Karlsson vom Dach“: Karlsson ist der allerbeste Karlsson der ganzen Welt. Er muss gar nicht der Allerbeste der ganzen Welt sein. Er ist einfach, weil er ist, wie er ist, liebenswert und auch so gut, wie er nur sein kann.

Gerade den Klugen unter den Ehrgeizigen ist das im Grunde klar. Darum richtet sich ihr Ehrgeiz häufig auf eine vermeintliche Verobjektivierung, die sich in messbaren Kategorien ausdrückt. „Ich bin am allerbesten, weil ... nun ja, weil Daten, Zahlen und Fakten das belegen.“ Beziehungsorientierter geht es allerdings auch. „Ich bin am allerbesten, weil das maßgebliche Menschen sagen.“ Oder wiederum etwas unpersönlicher: „Ich bin der Allerbeste, weil ich,

egal von wem, die meiste Aufmerksamkeit bekomme.“ Man möge mir verzeihen, wenn ich noch ein Kinderbuch ins Spiel bringe, aber diese letztgenannte Haltung nenne ich für mich „das Ron-Weasley-Phänomen“. Ron, der beste Freund von Harry Potter, fällt erst einmal nicht durch besondere Talente auf. Als er mit Harry in den Spiegel Nerhegeb sieht, der einem Menschen das zeigt, was er am meisten begehrt, sieht Ron Folgendes: „Kannst du deine ganze Familie um dich herum sehen?“ „Nein ich bin allein, aber ich sehe anders aus, älter, und ich bin Schulsprecher!“ „Was?“ „Ich bin ... ich trage ein Abzeichen wie früher Bill, und ich halte den Hauspokal und den Quidditch-Pokal in den Händen, und ich bin auch noch Mannschaftskapitän!“³

Nichts von dem, was Ron gespiegelt bekommt, ist falsch. Es ist sogar alles erstrebenswert. Nicht die Dinge sind falsch, sondern die Motive.

Und damit sind wir bei der frommen Konkurrenz. Solange es jemanden gibt, der grundsätzlich der Allerbeste sein will, nehmen die Konkurrenzsituationen kein Ende. Dabei bekommen manch andere das nicht einmal mit, dass sie gerade übertroffen werden sollen, oder es ist ihnen herzlich gleichgültig. Oder sie steigen in die Konkurrenz ein und es knallt. Was den inneren „Allerbesten“ aber nicht irritiert, denn auch Ärger bedeutet Aufmerksamkeit und Aufmerksamkeit ist gut.

Wir sind noch beim Thema, falls Sie das gerade überlegt haben. Ich sage nun: Es gibt nichts, absolut nichts, was sich nicht dazu eignet, als Messlatte für „Allerbester-Sein“ zu dienen. Eben auch nichts Spirituelles. Wer kennt sie nicht, die beiläufig dahingeworfenen Bemerkungen oder demonstrativ-zufällig generierten Bilder, die zielsicher verunsichern und verletzen sollen, indem sie sagen: Du genügst nicht. Deine Frömmigkeit, die halt nur so mittel ist, genügt nicht. Dir fehlt es an wahlweise a. Charisma, b. Vollmacht, c. heiligmäßigem Leben. Und immer wieder steigen wir darauf ein: „Ja, hätte ich doch auch, wäre ich doch bloß, könnte ich doch nur, so wie der ...“ Die Mangelorientierung ist programmiert.

Ein Beispiel dazu: Es war bei einem Hochschultag in einer unserer Gemeinden. Ich war damals noch Studentin. Nachdem wir uns artig vorgestellt hatten, kam die übliche Fragerunde. Ein Herr im damals mittleren Alter stellte aber keine Frage, sondern ließ sich über die mangelnde Frömmigkeit des kirchlichen Personals aus. Dazu bemühte er die erbauliche Geschichte, wie man, als man Louis Harms für sein Begräbnis vorbereitete, gesehen habe, dass er Schwielen an den Knien gehabt habe vom vielen Beten, und da könne man mal sehen, wenn die Pastoren heute auch so viel beten würden, dann käme auch wieder eine Erweckung. Und ganz nebenbei, früher hätten Pfarrfrauen ja auch um Gotteslohn gearbeitet und warum ich dies eigentlich nicht auch tun wollte. ... Was er sagte, hatte nicht mit dem Wunsch nach einer Erweckung zu tun,

³ J. K. Rowling, *Harry Potter und der Stein der Weisen*, Hamburg 1998, S. 230.

sondern sollte in erster Linie seinen Gemeindepfarrer treffen und in zweiter Linie mich. Ein bisschen Aufklärungsarbeit in Sachen Bezahlung von Pastoralreferentinnen habe ich damals, glaube ich, tapfer geleistet. Aber derartige uneinholbare Forderungen, zumal verbunden mit einem persönlichen Angriff, sollen mit unlauteren Mitteln verunsichern und tun das auch. Jedenfalls, wenn man innerlich darauf einsteigt.

Vielleicht kann es helfen, sich zu fragen, was der magische Spiegel mir eigentlich zeigen würde. Was möchte ich mehr als alles andere? Die ehrliche Antwort darauf lautet nicht pauschal: Gott dienen. Gott und meine Motive sind nicht dasselbe. Ein Unterschied ist zum Beispiel, dass Gott großzügiger ist als mein Ehrgeiz, größer als meine Vorstellungen.

Das ist eine Wahl, die wir immer haben. Auch und besonders in der Kirche. Es gilt an diesem Punkt sogar besonders aufmerksam zu sein. Wenn Menschen ein Defizit, eine Schwierigkeit, ein schlechtes Ergebnis ganz besonders hervorheben oder den Ernst der Lage mit vielen Worten beschreiben, können sie meistens mit viel wohlwollendem Kopfnicken rechnen. Jawohl, der hat es erkannt. Die traut sich die Wahrheit auszusprechen. Endlich sagt es mal einer. Damit ist dann der Boden für das eigentliche Anliegen bereitet: „Man kann doch heute nicht mehr ...“ „Nach diesem Ereignis muss man aber endlich ...“ „Wenn alles so schlimm ist, müssen wir doch handeln!“ Gedacht ist natürlich, im Sinne des Klagenden zu handeln. Wenn ich etwas in meinem Sinne verändern will, muss ich anderen nur einreden, wie fatal schlecht die Ausgangslage ist. Wenn ich aber umgekehrt das Spiel durchschaut habe, werde ich nicht jedes Mal springen, wenn jemand mir dieses Stöckchen hinhält.

Falls bis dahin jemand den Faden verloren hat, hier noch einmal, was ich damit sagen wollte: Mangelserfahrung geistlicher Art kann manchmal nur an dem Ideal liegen, das in unserem Kopf herumgeistert oder das uns von außen eingeredet wird. Es ist also eine wichtige Voraussetzung, zu überlegen, was mir objektiv fehlt oder was ich ändern möchte, und das von dem Gefühl zu unterscheiden, dass mir doch etwas fehlen müsste und ich bestimmt etwas ändern sollte.

Was ist eigentlich fromm?

Es ist eigentlich egal, ob man Frömmigkeit, Spiritualität, geistliches Leben oder etwas anderes sagt. Es ist auch schon vieles⁴ gesagt worden zum Thema, auch für Pfarrer. Dabei finde ich es bemerkenswert, dass, ob man alte oder neuere Literatur zur Hand nimmt, es immer wieder die gleichen Themenfelder

⁴ Manfred Seitz, *Praxis des Glaubens*, Göttingen 1979 2. Auflage, S. 155-218; Michael Schätzel (Hg.): *Jobst Schöne, Anregungen zum geistlichen Leben des Pfarrers, in Gültiges in Erinnerung rufen*. Göttingen 2010 S. 189-201. Erwähnt sei an dieser Stelle auch ausdrücklich Peter Zimmerling (HG.) *Handbuch Evangelische Spiritualität*, Bd. 1-3, Göttingen 2016/2018/2020.

sind, die zur Sprache kommen. Um es mal ganz verallgemeinernd zu sagen, es geht um Kommunikation mit Gott. Darunter kann man alles vom Gebet über Schriftbetrachtung, Gottesdienste, Sakramente (ja, die auch, weil *verbum visibile* eben eine leibliche Form der Kommunikation beinhaltet), asketische Übungen, liturgische Vollzüge, gestaltende Elemente usw. verrechnen. Art, Häufigkeit und Intensität von Kommunikation sagen immer etwas über die Beziehung der Kommunizierenden aus. Ich verstehe Glaube vorrangig als Beziehungsgeschehen, das legt die lutherische Definition von Glauben als *fiducia* m. E. auch nahe. Frömmigkeit oder Spiritualität ist dann das, was diese Beziehung unterstützt, pflegt, im Grunde Gestalt gewinnen lässt. Man sagt ja auch: in einer Beziehung leben.

Darf der Pfarrer anders sein?

Nun kann man philosophieren, ob in dieser Hinsicht für Theologen etwas anderes oder mehr oder weniger gilt als für Nicht-Theologen. Kann man sagen, dass sich die Beziehung zu Gott durch die theologische Ausbildung⁵ verändert? Ich finde, es gehört jedenfalls zur theologischen Ausbildung, dass man unterschiedliche Formen von Spiritualität kennen und einordnen lernt. Das vervielfacht jedenfalls das Repertoire und ist insofern anders als bei Nicht-theologen. Es ergeben sich auch viel mehr Notwendigkeiten der ritualisierten Kommunikation („Herr Pfarrer, beten Sie mal ...“). Auch kann man sein fachliches Hintergrundwissen nicht beliebig deaktivieren, auch nicht beim gutwilligen Lesen eines Andachtsbuches. In mancher Hinsicht haben wir es sicher auch mit einem gewissen anerzogenen Skeptizismus zu tun. Den darf man wahrnehmen, muss ihn aber nicht immer kundtun.

Ich selbst bin noch nicht fertig mit der Frage, wie in puncto Spiritualität mit dem umzugehen ist, was ich als Doppelbotschaft von Seiten der Gemeinde gelegentlich wahrnehme. Eigentlich hat man gerne einen frommen Pfarrer und geht selbstverständlich davon aus, dass bestimmte Dinge wie die Hausandacht o. ä. „wenigstens noch in der Pfarrfamilie“ gelebt werden. Gleichzeitig reagieren Gemeindeglieder aber oft sehr sensibel, wenn sie Formen als „zu abgehoben“ empfinden oder sie sich und ihre Glaubenspraxis dadurch infrage gestellt sehen. Hier ein wenig darauf zu achten, wie meine Glaubenspraxis auf Nichttheologen wirkt, bei Bedarf Dinge zu erklären bzw. sie überhaupt erst einmal so durchdrungen zu haben, dass man sie erklären kann, es nicht zu vernachlässigen, auch das „Repertoire der Möglichkeiten“ der Gemeinde behutsam zu erweitern und einfach damit zu rechnen, dass Gemeindeglieder Dinge nicht kennen oder Vorurteile haben oder Missdeutungen erliegen oder

⁵ Christoph Barnbrock, *Spiritualität und theologische Ausbildung*, in: v. Boullion Christian, Eschmann Helge & Heiser Andreas, *Evangelische Perspektiven*, Göttingen 2018.

vielleicht etwas ablehnen, was ich aber sehr schön und erbaulich finde, gehört zur theologischen Existenz dazu. Man irritiert übrigens meistens unbewusst. Allerdings ist das, was die jeweilige Gemeinde kennt oder versteht oder ablehnt, auch kein unbedingter Maßstab für die persönliche Frömmigkeit des Pfarrers.

Pfarrfamilien

Meistens lebt ein Pfarrer seinen Glauben nicht nur für sich allein, sondern, sofern er verheiratet ist und Kinder hat, auch mit seiner Familie. Es ist, so scheint mir, allerdings nicht davon auszugehen, dass das völlig selbstverständlich ist. Und ganz unbestreitbar haben auch Pfarrfamilien das Recht, Anregungen und Hilfestellungen zu bekommen. Als ich selbst mich anschickte, Pfarrfrau zu werden, sagte Wilhelm Rothfuchs (damals Prof. für Praktische Theologie an der Luth. Theol. Hochschule Oberursel) im Traugespräch zu mir: „Ich sage es dir gleich, Pfarrfrauen haben keinen Seelsorger.“ Ein bisschen anders war es bei mir dann schon. Es ist manches ein bisschen anders, wenn beide Partner Theologen sind, es bietet für das gemeinsame geistliche Leben besondere Chancen, birgt aber auch Schwierigkeiten.

Ich denke, die Erwartungen an Pfarrfamilien in Sachen Frömmigkeit sind vielleicht nicht mehr so groß wie früher, aber immer noch vorhanden. In früheren Zeiten wagte man noch offener zu sagen, dass die Wahl der Pfarrfrau Auswirkungen auf den Dienst des Pfarrers hat. Und ich glaube, es ist auch nur ehrlich, das so zu sagen. Der Satz: „Ach Schatz, das hat doch alles gar nichts mit dir zu tun, du kannst dich da völlig raushalten“ hat meistens mit der Realität nicht viel zu tun. Erst wenn ich ehrlich zugebe, dass sich die Ehepartner von jedem, der hauptamtlich in der Kirche angestellt ist, nie werden „völlig raushalten“ können, ist der Raum eröffnet, darüber zu sprechen, inwieweit sie das möchten oder auch in der Lage dazu sind, sich einzubringen.

Es ist in jedem Fall hilfreich, sich nicht nur grundsätzlich am Beginn einer Beziehung, sondern immer wieder, besonders wenn sich Lebenssituationen verändert haben, darüber auszutauschen, was an gemeinsamem geistlichem Leben möglich ist und sich beide Partner und ggf. die Kinder wünschen. Manche Familien machen vielleicht einfach das weiter, was sie aus ihrem Elternhaus kennen. Andere kennen gar nichts aus dem Elternhaus und haben eigene Formen gefunden. Wieder andere hätten vielleicht den geistlichen Anspruch, dass mehr als ein Tischgebet oder wenigstens das stattfindet, aber selbst das scheitert an den Herausforderungen des Alltags. Ich glaube nicht, dass es hier letzten Endes nur um die Erwartungen der Gemeinde geht, die quasi christliches Familienleben am liebsten einfach nur delegiert sehen möchte. Ich glaube auch nicht, dass eine große Familie automatisch ein Erweis auch großer

Frömmigkeit oder gar einer guten Amtsführung ist. Müsste nicht viel eher die Frage sein, wie jeder sein Privatleben so führen kann, dass es für seinen Dienst förderlich ist? Die Schwierigkeit, in einer Familie mit kleinen Kindern die nötige Zeit und Ruhe zum Beispiel für das persönliche Gebet, Schriftbetrachtung usw. zu finden, ist oft sogar besonders groß. Und da hilft dann der Hinweis auf die gemeinsame Andacht nur bedingt ...

Sonntag

Der gute Rat, besonders den Sonntag zu nutzen, um vielleicht gemeinsam eine Form zu finden oder ein Ritual als Familie zu entwickeln, ist bei Pfarrern und ihren Familien leider nur bedingt tauglich, weil für Pfarrer der Sonntag der Hauptarbeitstag ist. Als mir vor vielen Jahren das kleine Büchlein von Rudolf Rocholl „Des Pfarrers Sonntag“ in die Hand fiel, musste ich zunächst schmunzeln. Da wurde z. B. angeregt, der Pfarrer möge doch sein Frühstück am Sonntag allein in seiner Studierstube einnehmen, damit er in seiner Sammlung und frommen Andacht vor dem Gottesdienst nicht etwa gestört werden möchte, weshalb ihm die tüchtige Hausfrau doch ein Tablett mit Essen, einer brennenden Kerze und einem Blumenstrauß an den Schreibtisch servieren möge. Sie können das gerne mal zu Hause vorschlagen, ich bin gespannt, was passiert. Aber ist der Gedanke nicht trotzdem bedenkenswert, dass es sich auf den zu haltenden Gottesdienst nicht eben positiv auswirkt, wenn man vom Familienchaos am Frühstückstisch ungebremst in die Sakristei stürmt, während es schon läutet?

Wobei eine, wenn auch chaotische, Familie immer noch eine gewisse Sonntagsgestaltung erfordert und so davor schützt, den Tag des Herrn einfach nur abzuarbeiten. Das ist für Alleinstehende eine viel größere Herausforderung. Und für Alleinerziehende mit kleinen Kindern noch schwerer. Und nach drei Gottesdiensten will man ja vielleicht auch einfach nur noch schlafen. Und trotzdem die Frage: Wodurch zeichnen Sie für sich den Sonntag aus? Denn wenn der Sonntag auch spürbar zu einem besonderen Tag werden soll, muss man ihn durch irgendetwas zu etwas Besonderem machen. Das legt die Grundbedeutung von „den Feiertag heiligen“ schon nahe, denn heilig ist biblisch das, was ausgesondert ist für den Herrn.

Ich denke, gegen die traditionellen Gestaltungsideen wie das Herausheben des Tages durch besondere Kleidung oder besonderes Essen ist nichts einzuwenden. Klar ist allerdings auch, dass adrett angezogene Kinder, ein festlich gedeckter Tisch, ein aufwändiges Mittagessen und ein schöner Ausflug in aller Regel nicht von denen generiert werden, die Gottesdienste zu halten haben. Das kann man dann unter Arbeitsteilung verrechnen und okay finden. Möglicherweise bieten sich aber auch andere Lösungen an. Ziel dabei wäre in jedem

Fall: Alle sollen den Sonntag als einen Tag erleben, mit dem Gott uns ein Geschenk gemacht hat. Es ist jedenfalls nicht gut, wenn Pfarrfamilien diesen Tag zu fürchten lernen, weil er nur noch mit Stress und Ärger assoziiert ist.

Meine Erfahrung ist allerdings die, dass manches durch gute Organisation aufgefangen werden kann und, wenn man Kinder hat, auch muss. Oder dass es auch alleinstehenden Pfarrern gelingt, Sonn- und Feiertage schön für sich zu gestalten. Niemand ist zu Fertigpizza vorm Fernseher verdammt, um es mal salopp zu sagen, obwohl das gelegentlich auch Spaß macht.

Ob sich speziell der Sonntagabend dazu eignet, einen in der eher evangelikalischen Ratgeberliteratur beliebten „Eheabend“ anzusetzen, wage ich zu bezweifeln. Die Zahl der Männer, die nach mehreren Gottesdiensten und diversen anderen gemeindlichen Aktivitäten noch Engagement für tiefgründige Gespräche und emotionale Nähe aufbringen möchten, ist meiner Erfahrung nach eher begrenzt. Mein Rat daher: Jeder muss wissen, wie er unter Stress und beim Abflauen von Stress reagiert und was er dann möchte oder nicht möchte. Unmittelbar nach Gottesdiensten (und kirchlichen Sitzungen) ist häufig Primetime für Konflikte. Die alte liturgische Regel, sich nicht nur vor, sondern auch nach einem Gottesdienst für einen kurzen Moment der Besinnung in die Sakristei zurückzuziehen, ist daher auch etwas sehr Menschenfreundliches, finde ich.

Gebet, Andacht und Schriftlesung

Wenn man Frömmigkeit, wie ich bereits gesagt habe, als Pflege der Beziehung zu Gott versteht, müsste das Gebet eigentlich eine besonders große Rolle spielen. Beziehung ohne Austausch ist nur schwer vorstellbar. Kommunikation ist störanfällig, auch die Kommunikation mit Gott.

Manche beten zum Beispiel jeden Tag mehrfach das „Vater unser“. Vielleicht, weil es in den Andachtsformen vorkommt, die sie benutzen, vielleicht auch einfach so und gottesdienstlich auch. Es kann nicht verkehrt sein, das zu beten, was der Herr uns zu beten gelehrt hat. Warum allerdings Luther das Vater unser den „größten Märtyrer auf Erden“⁶ genannt hat, erschließt sich mir schon. Es ist bemerkenswert, dass in diesem Fall das Problem durch die Regelmäßigkeit des Gebrauchs entsteht.

Jede Gebetsform lebt davon, dass der Beter sie innerlich mitvollzieht. Das gilt, wenn die Mönche im Stift Heiligenkreuz die Stundengebete beten, und das gilt beim Lobpreis im Gebetshaus in Augsburg. Das gilt auch an jedem beliebigen Küchentisch beim Tischgebet. Das Problem ist nicht das Ritual und damit die Wiederholung der Texte, das wäre ein protestantisches Missverständnis, das Problem ist der bewusste Mitvollzug, der unterbleibt oder auch

⁶ „Das Vater unser ist der größte Märtyrer auf Erden. Denn jedermann plagt's und missbraucht's.“ Martin Luther, *Eine einfältige Weise zu beten für einen guten Freund*, WA 38,364, 25-27.

nicht. Die Frage wäre doch eher, was einem hilft, sich auf die gesprochenen oder gesungenen Worte zu fokussieren. Es ist auch eine Frage der Übung, seine Gedanken möglichst schnell wieder zurückzulenken, wenn man abschweift. Ich würde sagen, am besten gelingt das, wenn man akzeptiert, dass das jedem passiert, und einfach wieder zu den Texten zurückkehrt. Ich halte es sogar für möglich, sich einfach so von Worten und Melodien tragen zu lassen, wenn man sich gerade nicht konzentrieren kann, wie es beispielsweise geschieht, wenn man französische Taizé-Gesänge, englische Anbetungslieder und lateinische Psalmen nicht Wort für Wort versteht. Vielleicht helfen sie einem aber zu einem Moment der Ruhe, der einen Raum für eigene Worte an Gott öffnet.

Ich habe überlegt, ob an dieser Stelle etwas zum Formulieren freier Gebete zu sagen ist. Die meisten Theologen leiden nicht unbedingt an übertriebener Schüchternheit und sind auch beruflich immer wieder gezwungen, mit eigenen Worten zu beten oder diese Worte sogar für andere zu finden. Das gelingt dann auch – irgendwie.

Die größere Herausforderung dürfte sein, das eigene, persönliche Gebet nicht zu vernachlässigen. In diesem Fall ist es gerade nicht wie beim Vater unser, hier hilft die Regelmäßigkeit. Nun ist das Zwiegespräch mit Gott etwas so Intimes und Persönliches, dass man nicht viel von außen raten oder sagen kann. Deshalb nur ein Gedanke: Neben der Regelmäßigkeit hilft ein Ort, der den Charakter des Persönlichen und der Kommunikation mit Gott unterstützt. Wohl allen, die eine Sakristei haben, die für sie ein solcher geschützter, auch sakral gestalteter Ort ist. Dazu ist es unabdingbar, zwischen einer Sakristei und einer Abstellkammer zu unterscheiden und auf Respekt vor diesem Raum zu dringen.

Sollte dies eher frommes Wunsdenken sein oder an den lokalen Gegebenheiten scheitern, wäre das Amtszimmer oder der eigene Schreibtisch ein solcher Ort. Das ist eine Gestaltungsaufgabe. Es ist gut und nützlich, sorgfältig die Archivordnung unserer Kirche zu befolgen, aber wenn das Amtszimmer dadurch wie ein Archiv aussieht, empfinden wahrscheinlich nur die wenigsten unter uns dies als eine erbauliche Atmosphäre, die zum Gebet einlädt. Amtszimmer oder Büro, das ist hier die Frage. Eine nicht zu unterschätzende Menge an technischem Gerät ist in diesem Raum auch noch zusätzlich unterzubringen. Können Sie sich vorstellen, dass jemand auf der Brücke von Raumschiff Enterprise eine Beichte ablegen möchte?

Trotzdem sollte man es nicht unterlassen, für eine geistliche Atmosphäre zu sorgen, für einen selbst und für Besucher. Wenn sich die eigene Frömmigkeit irgendwo sichtbar ausdrücken soll und darf, dann hier, meine ich.

Es sei der Vollständigkeit halber erwähnt, dass Chaos im Amtszimmer auch die wertvollsten Devotionalien konterkariert. Der Erfahrung nach neigen übriges Kinder im Arbeitszimmer von Papa oder Mama zur Vergrößerung von

Chaos, was bis zu einer nicht wünschenswerten Einführung des Pflichtzölibats eine Herausforderung bleiben wird. Es dient nicht der Versenkung ins persönliche Gebet, wie auch nicht der Vorbereitung einer Predigt oder der innerlichen Verarbeitung eines Seelsorgegesprächs, wenn alle paar Minuten die Tür aufgeht und ein Familienmitglied erscheint. Kurz gesagt: Ein geschützter Ort für die persönliche Andacht, das Gebet oder das Bibellesen tut auch für Theologen Not. Meiner Erfahrung nach auch, um überhaupt irgendeinen theologischen Gedanken fassen zu können. Man soll ja auf sich und seine Bedürfnisse achten ...

Singles haben es in dieser Hinsicht leichter, die können auch im Wohn- oder Schlafzimmer eine halbe Hauskapelle einrichten, eine Kniebank aufstellen, ihren Meditationshocker platzieren oder ihr Losungsbüchlein liegenlassen. Alle anderen fragen vielleicht vorher besser, bevor sie das tun.

Diese anderen sind übrigens auch zu einer Gegenleistung verpflichtet, wenn ihnen eine gewisse Ungestörtheit im Amtszimmer gegönnt wird. Es ist nicht fair, so zu tun, als sei man mit Dienstplichten oder Beten beschäftigt, nur um in Ruhe mal eine Runde am Computer zu spielen oder sich familiären Pflichten zu entziehen.

Oremus oder „Ich will jetzt mal mit uns beten.“

Ein weiteres Thema wäre dann das gemeinsame Gebet abgesehen vom beruflichen Kontext. Ehepartner, Freunde, Kollegen – manchmal ist das gemeinsame freiformulierte Gebet Teil einer Beziehung, manchmal nicht. Ich bin nicht dafür, vorschnell einen Mangel zu konstatieren, wenn eben nicht. Auch Paare, bei denen beide Christen sind, handhaben das unterschiedlich. Schwierig kann es werden, wenn der eine oder die eine es vielleicht als selbstverständlich voraussetzt, der oder die andere es aber nicht möchte. Beten ist intime Kommunikation mit Gott und manchmal hat Intimität auch Grenzen.

Eine andere Falle, in die man leicht tappt, wenn man beruflich in der Kirche arbeitet, ist die Angewohnheit, andere ungefragt zu „beandachten“ oder in ein Gebet einzubeziehen. Das kann im privaten Kontext schnell missverstanden werden.

Gottesdienst

Vielleicht haben Sie sich schon gefragt, wann ich endlich zum Kerngeschäft komme, zum Gottesdienst, dem, was doch der Mittelpunkt des geistlichen Lebens sein sollte. Für alle, die Gottesdienste halten müssen, geht es allerdings nicht nur um ihre eigene Erbauung, sondern um das fach- und sachgerechte Erbringen einer Dienstleistung oder einer Amtspflicht.

Ich weiß, wie schwer das ist, beim Halten eines Gottesdienstes quasi auf

zwei Ebenen zu denken. Einerseits behält man den Ablauf im Auge, versucht die Abkündigungen nicht zu vergessen, kämpft mit dem Mikrofon, und auf einer zweiten Ebene passiert die geistliche Mitfeier. Sie wissen, was ich meine. Wir sprechen nicht oft davon. Es gibt diese Momente, an denen die Zeiten und Dimensionen sich verschränken. Und an denen Liturgen spüren, dass Gottesdienst eben wirklich Begegnung mit dem Heiligen ist. Die Konzentration auf das Äußerliche und Nötige macht es oft schwer, diese Momente selbst für sich zu entdecken. Manchmal sieht oder spürt man es aber zum Beispiel bei nahestehenden Freunden, dass sie, wenn sie amtieren, an bestimmten Punkten ganz bei sich und bei Gott und gleichzeitig ganz das sind, was sie ausmacht. Ich will es ruhig das Priesterliche nennen. Man darf es nicht zerreden, ich deute es nur an.

Beichte

Noch ein weiterer Schatz soll hier betrachtet werden. Der geistliche Schatz der Beichte ist groß. Nun haben aber die Erfahrungen, die seit Jahrzehnten zur Wiedergewinnung dieses Schatzes unternommen werden, gezeigt, dass man vielleicht mit den kleinen Münzen beginnen muss. Also: Dass es sehr gut wäre, die Einzelbeichte auch unter Pfarrern mehr zu üben, bestreiten die wenigsten. Nur kommt das Thema in Wirklichkeit in ihrem Leben nicht vor. Weder möchte jemand bei ihnen eine Einzelbeichte ablegen, noch haben sie selbst einen Beichtiger. Und eigentlich wissen sie auch gar nicht, ob sie das ändern wollen. Und nun kommt das, was ich die kleinen Münzen nenne auf dem Weg zur Privatbeichte. Viele Theologen in unserer Kirche sind seit Studientagen gute Freunde. Dass man beste Freunde nun gleich morgen mit seiner Lebensbeichte überfallen sollte, würde ich nicht raten, aber die Frage in den Raum stellen: Haben Sie einen Menschen, am besten einen Freund und Amtsbruder, auf den Sie hören? Der das Recht hat, sie zu kritisieren? Der „Stopp“ sagen darf, wenn sie gerade dabei sind, mündlich oder schriftlich Grenzen zu überschreiten? Räumen Sie doch wenigstens einem Menschen dieses Recht ein, es ist ein wichtiger Schritt zur geistlichen Rechenschaft.

Ein anderes Beispiel: Ein aufrichtiges gegenseitiges Confiteor hat auch die Offenheit auf eine Beichte hin, wenn die Möglichkeit besteht, dass jemand dabei eine Sünde, die ihn belastet, konkret benennt. Und auch, wenn nicht, ist es eine gute geistliche Art, z. B. bevor man gemeinsam einen Gottesdienst feiert.

Was sonst noch helfen könnte

Kurz möchte ich zum Schluss noch auf den Schatz besonderer Zeiten hinweisen. Vom Sonntag war schon die Rede. Ich habe für mich persönlich gelernt,

dass auch das Kirchenjahr etwas ist, das persönlich und nicht nur von Berufs wegen gestaltet sein will. Vordergründig haben Familien es da etwas leichter, allerdings habe ich die Erfahrung gemacht, dass man zu Hause durchaus noch ergänzen kann und sollte, was beispielsweise in der Adventszeit, zu Ostern oder St. Martin in Kindergarten und Grundschule geboten wird, bzw. was in weiterführenden Schulen oft ganz unterbleibt. Man sollte allerdings auch nicht denken, dass es erst mit Familie ganz idealtypisch verlaufen kann. Es kann passieren, dass Ostern sich mit einem Kleinkind in Eier und Hasen auflöst, wenn man nicht religiös gegensteuert. Im alleridealsten Idealfall könnte man sogar mit dem, wie man im Pfarrhaus Feste und besondere Zeiten gestaltet, vielleicht sogar Gemeindegliedern eine Anregung in dieser Richtung geben.

Aber auch allein kann die Pflege von Bräuchen und Ritualen helfen, den heilsamen Rhythmus des Kirchenjahres zu spüren, was umso wichtiger ist, wenn man in der Gemeinde ja quasi immer vorausdenken und vorausplanen muss. Das Krippenspiel muss eben kurz nach den Sommerferien rausgesucht werden, auch wenn einem gar nicht weihnachtlich zumute ist. Es kann deshalb durchaus eine Art Fürsorge für sich selbst sein, eigene Bräuche zu pflegen oder zu finden, die einem bewusst machen, wo man sich gerade im Kirchenjahr befindet.

Schlussendlich lässt sich also festhalten, dass, obwohl Theologen sich tatsächlich fast pausenlos mit kirchlichen oder geistlichen Aufgaben beschäftigen, die Pflege und Gestaltung der eigenen Frömmigkeit ein wichtiges und wegweisendes Ziel ist. Es wird sich in verschiedenster Hinsicht positiv auswirken, der Pflege der Beziehung zu Gott Priorität einzuräumen und so Segen zu erfahren, um ihn weiterzugeben.